

Sechs Gedächtnisreden

als

Beilage zum Jahresbericht

der

kgl. bayer. Studienanstalt Münnerstadt

für das

Schuljahr 1887/88.



Bismarck.

Druck von Fr. J. Reichardt.

1888.

9m0
32 (1888)



Vorbemerkung.

Da die wissenschaftliche Arbeit, welche dem diesjährigen Jahresbericht beigegeben werden sollte, aus verschiedenen Ursachen nicht fertig gestellt werden konnte, so wurden auf Wunsch diese Blätter dafür eingelegt. Dieselben mögen als Ausdruck der Treue, Dankbarkeit und Pietät angesehen werden und dazu beitragen, daß die Erinnerung an die teuren Toten an unserer Anstalt immer rege bleibe.

Münnerstadt, den 2. Juli 1888.

P. Hieronymus Schneeberger,
Professor.

Vorbemerkung

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart darzustellen. Sie ist in drei Teile gegliedert: I. Die Anfänge, II. Die Klassik, III. Die Romantik. Der erste Teil behandelt die Zeit von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, der zweite Teil die Zeit von der Aufklärung bis zur Romantik, der dritte Teil die Zeit von der Romantik bis zur Gegenwart. Die Arbeit ist in drei Bänden erschienen: Band I, Band II, Band III.

Herausgegeben von K. G. Müller

I. Die Anfänge

1. Die Anfänge

Die Anfänge der deutschen Literatur sind in der Zeit der Karolinger zu suchen. In dieser Zeit entstanden die ersten deutschen Dichtungen, die in Form von Liedern und Epen überliefert sind. Die wichtigste Gattung dieser Zeit ist das Heldenlied, das die Taten der Helden in einer heroischen Sprache darstellt. Die bekanntesten Heldenlieder sind die Nibelungenlied und die Heldenbucher. In der Zeit der Staufer entstanden die ersten deutschen Romane, die in Form von Epen überliefert sind. Die wichtigste Gattung dieser Zeit ist das Epos, das die Taten der Helden in einer heroischen Sprache darstellt. Die bekanntesten Epen sind die Nibelungenlied und die Heldenbucher.

I.

Philipp Kühles, k. Studienlehrer.

† 25. Oktober 1884.

Christliche Versammlung!

Wir stehen in herbstlichen Tagen: die Sonne verblaßt, der Tag wird fahl, die Blätter fallen. Alles in der Natur mahnt uns an die Wandelbarkeit und Hinfälligkeit des Irdischen. Und spräche nicht die Natur, so predigte es uns das eben verscharrte Grab; nicht im Herbst, sondern im Hochsommer des Lebens brach der Teuere zusammen.

Wenn ich also hierorts keine Silbe spräche, so würde doch Keiner von uns scheiden ohne diese Mahnung, aber auch nicht ohne Mitleid und aufrichtiges Mitgefühl; denn ich sehe vor mir die thränenumflorte Witwe mit ihren vier unmündigen Kindern; ich sehe Kollegen, die ihren Amtsgenossen, Freunde, die ihren Freund, ich sehe die Schüler der Studienanstalt, die ihren Lehrer betrauern.

Doch gebührt dem Toten ein ehrendes Wort, und zu seinem Andenken sei es gesprochen!

Philipp Kühles war geboren im Jahre 1833, und sein Jugendpfad war rauh und nicht mit Rosen besät. Er rang sich auf von Stufe zu Stufe, bis er das Ziel seines Strebens erreichte. Bei seinem unverdrossenen Eifer und der ihm eigenen Ausdauer war es ihm gelungen, die Doppelprüfung für die altklassischen und die neueren Sprachen zumal zu bestehen, worauf er der hiesigen Studienanstalt als Studienlehrer und Lehrer des Französischen zugeteilt wurde. In dieser Stellung wirkte er unter uns mit seltener Unverdrossenheit, Ausdauer und Geduld volle zwanzig Jahre.

Die Schule ist eine Pflanzstätte, der Boden oft hornicht und spröde. Wie draußen auf dem Weizenfelde, so gibt es auch hier zu roden und zu reuten. „Juvenis monitoribus asper.“ Die Wahrheit dieses Wortes hat wohl auch er empfunden; aber mit bewundernswerter Geduld und Unverdroffenheit waltete er seines doppelten Amtes. Mochten Dornen ihn rizen, er achtete dessen nicht und wirkte opferfreudig fort, bis er nicht mehr konnte. Ein langjähriges Leiden nagte an seiner Lebenskraft, bis die morsche Hülle brach und mit ihr die Stütze der Familie.

Was er seiner Familie war, die Thränen sagen es. Die Sorge um ihre Wohlfahrt beschäftigte ihn bis zum letzten Atemzuge, und nicht bloß die Sorge um die materielle Wohlfahrt.

Mehr als einmal war ich Augenzeuge, wie er seinen Kindern die Fährte trat zum Gotteshause; ihnen galten seine ersten, ihnen seine letzten Gedanken. Als er fühlte, daß er sterben müsse, rief er mir zu: „Was wird aus meinen Jüngsten werden?“ —

Daß ich es kurz sage, sein Leben war ein Opferdienst für die Seinen: er arbeitete, sorgte für sie, ich darf sagen, bis zur Erschöpfung.

Vollberechtigt sind daher die Worte, die mir gestern von seinen Hinterbliebenen zukamen: „Wir haben an ihm den zärtlichsten Gatten, den treubeforgten, den besten Vater verloren“.

Das Echo dieser Worte halle wieder in der Versicherung des Evangeliums, daß Gott ein Vater der Witwen und Waisen ist; und bei Oseas heißt es: „Singet Gott Lob, spricht der Geist des Herrn, dem Vater der Waisen; der Herr behütet die Waisen, er erbarmt sich ihrer und erhört ihr Flehen.“ Als der hl. Franziskus von Assisi seines Vaters entbehren mußte, rief er aus: „Nun verstehe ich vollends die Bitte: Vater unser, der du bist im Himmel!“ Das sei Himmelstrost den Hinterbliebenen!

Im Umgang harmlos, sanft und gefällig gewann er die Liebe und das Zutrauen aller, die näher mit ihm verkehrten. Anspruchslos und in Bescheidenheit ging er durch das Leben und er zählte zu den seltenen Menschen, die weder Neider noch Feinde hatten. „Selig sind die Friedsamern; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“.

Christliche Trauerversammlung!

Die morsche Hülle des Verbliebenen haben wir zur Erde bestattet. Die Seele ist entwichen aus ihrem Gefäße, um das Urteil Gottes zu hören. Wir können hoffen, daß es ein gnädiges war. Nicht jähen Fußes setzte er in die Ewigkeit; die zähe Krankheit gestattete es ihm, den Tod langsamen, aber sicheren Schrittes nahen zu sehen; sie hat ihm Zeit gelassen, sich auf den entscheidenden Schritt vorzubereiten. Und er hat sich vorbereitet. Durch den zeitigen und wiederholten Empfang der hl. Sterbsakramente hat er seine Rechnung mit dem ewigen Richter abgeschlossen, und wir haben das Wort: „Wer sich selbst richtet, wird nicht gerichtet werden“.

Das Andenken an den Verbliebenen wollen wir treu bewahren. Die Liebe ist ja stärker als der Tod. In wenigen Tagen kommt Allerseelen, das bitter-süße Fest, an dem das Christenherz in Wonne und mit Wehmut der Heimgegangenen gedenkt. Da wollen auch wir des Teueren gedenken, eingedenk des unendlich tröstlichen Wortes der Schrift: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, auf daß sie von ihren Sünden erlöst werden.“

Er ruhe im Frieden! Amen.

II.

Johann Ev. Kraus, k. Gymnasialprofessor.

† 4. Dezember 1884.

Christliche Versammlung!

Es war kaum vor Jahresfrist, da geleiteten wir eine hochbetagte Witwe zu Grabe: es war die nahezu achtzigjährige Frau Anna Kraus aus Regen in Niederbayern. Die Liebe zu Sohn und Enkelkindern, die Halbwaisen waren, hatte sie hieher geführt. Sie starb und ihr Grabstein weist die Inschrift: „Auf Wiedersehen!“ Grabstein mit Inschrift setzte ihr der treue Sohn, der kgl. Gymnasialprofessor Joh. Ev. Kraus, und er ist es, den wir eben zur Erde bestattet haben.

„Auf Wiedersehen!“ schrieb er auf das Grab seiner ihm unvergeßlichen Mutter, und mit diesen Worten hat er mir den Stoff zu seiner Gedächtnisrede auf die Zunge gelegt.

Christliche Trauerversammlung!

Wir haben hier keine bleibende Stätte.

Das Haus von Lehm zerfällt; räumen müssen wir über kurz oder lang Haus und Hof, und selbst das Grab, in das man uns bettet, läßt man uns nicht; nach zwanzig Jahren zieht ein Anderer ein, um bald wieder einem Dritten und dieser hinwiederum einem Vierten Platz zu machen. Recht hatte jener Bauersmann, der die Front seines Hauses mit der Inschrift ausstattete: „Dies Haus ist mein und doch nicht mein, bald zieht nach mir ein Anderer ein“. Aber wir haben auch das Wort des Apostels: „Hienieden sind wir Pilgrime und Wandersleute, noch ferne vom Ziele“. Dieses Ziel ist also nicht das Grab.

So aber ist das Leben nur eine Reise, eine Pilgerfahrt, und das Sterben ein Abschiednehmen — auf Wiedersehen. Wenn ein guter, treuer Vater für einige Zeit verreist, so gibt er seinen Angehörigen die Hand und tröstet sie mit dem Abschiedsgruße: „Auf Wiedersehen!“ So ist es auch mit dem Sterben.

Stirbt ein guter Mensch, ein frommer Christ, so tritt er nur eine Reise in ein besseres Land an, und der Sterbende, wie die Zurückbleibenden haben die Zuversicht und den süßen Trost: Wir werden uns wiedersehen, wiedersehen in einer besseren Welt, wo es keine Trauer, keine Trennung, keine Thräne mehr gibt.

Daß es ein Wiedersehen nach dem Tode gibt, bezeugt Vernunft und Offenbarung. Zwar gibt es Menschen, die der Vernunft Gewalt anthun und wie die Tiere den Himmel auf der Erde suchen; aber, meine Lieben, für Tiere starb kein Gottmensch und das menschliche Herz hat Heimweh nach den lieben Toten und läßt sich durch keinen Genuß beschwichtigen. Was die Vernunft ahnt, was das Herz empfindet, das erhebt die Offenbarung zur Gewißheit.

„Vater, ich will — so betete der Heiland vor seinem Tode — daß wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast“; und in seiner Abschiedsrede spricht er zu seinen Jüngern:

„Ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und euere Freude wird Niemand von euch nehmen“, und zu Martha, der Schwester des Lazarus, sprach er: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist“.

O welch tröstliche Verheißung! Sie klingt wie Glockenklang von Himmels Höhen.

Und der Verstorbene, unser Vater, Lehrer, Freund und Kollege, er hatte lebendigen Glauben. Diesen bethätigte er im Leben und im Sterben.

Bitter ist dieses Leben und die Erde ein Thal der Zähren. Das kostete auch der teuere Verbliebene, ja er leerte den Becher der Trübsal bis zur Gese.

Nachdem er erst seinen Vater verloren, schied nach kaum sieben-jähriger Ehe seine treue Gattin durch den Tod von ihm, dann sein einziger Bruder und bald darauf seine innigst geliebte, achtzigjährige Mutter. Aber alle Heimsuchungen ertrug er mit heroischer Geduld und Ergebung in Gottes hl. Willen. Kein Ton der Klage kam über seine Lippen. Ihm war der Tod kein Würgengel, sondern der Bote des ewigen Lebens; daher wählte er als Aufschrift für

den Grabstein seiner ihm unbergeflüchten Mutter außer den oben angezogenen Worten auch die Zeile: „Ohne Tod keine Auferstehung“. Ich möchte diese Grabchrift das Testament seines Glaubens nennen.

Und wie er selbst durchdrungen war von lebendigem Glauben, so sorgte er auch — ein echt christlicher Vater — für eine echt christliche Erziehung seiner zwei Kinder, und scheute zu diesem Zwecke kein Opfer, wohl wissend, daß alles Gold und Silber den Fond des Glaubens nicht aufwiege. Er selbst erzählte mir, wie beruhigt und getröstet er in dieser Beziehung sein könne. So stark im Glauben trug er auch die Schmerzen seiner letzten Krankheit mit christlicher Geduld und erschraek nicht, so sehr er auch an seinen Kindern und seinem Berufe hing, als man ihm die Nähe des Todes ankündigte. Er erbat sich gefaßt und ergeben einen halben Tag Frist zur Vorbereitung für den möglichst würdigen Empfang der hl. Sacramente. Und er empfing dieselben mit Glauben und Inbrunst, er umfing das Sterbekreuz als das Zeichen der Erlösung und nahm von uns Abschied — auf Wiedersehen — auf Wiedersehen im ewigen Leben, wo es nach einem gottseligen Erdenleben keine Trauer, keine Trennung, keine Thränen, keinen Tod mehr gibt.

Mit diesem tröstenden Bewußtsein wollen wir von seinem Grabe scheiden: wir, die wir an ihm den biedersten Freund, den wackersten Kollegen verloren haben; ihr, denen er ein wohlmeinender, unermüdlicher, teilnahmsvoller Lehrer gewesen; ihr endlich, die ihr den Verlust am schwersten empfindet. Beherziget oft die Inschrift auf dem Grabstein eurer seligen Großmutter, aber auch das schöne Wort der Schrift: „Bewahre, mein Kind, die Gebote deines Vaters und laß nicht ab vom Gesetze deiner Mutter; binde sie auf dein Herz und hänge sie an deinen Hals. Wenn du gehst, laß sie mit dir gehen; wenn du schläfst, laß sie dich beschützen und wenn du aufwachst, rede mit ihnen!“ So bleibt ihr geistig mit euren Lieben vereinigt, bis ihr einander wiederseht und jubelnd begrüßt im ewigen Leben.

III.

P. Alois Braun.

† 16. März 1887.

Christliche Versammlung!

Wer hätte ihn nicht gekannt — den gewiegten, munteren und jugendlichen Priestergeis, den wir soeben zur Erde bestattet haben?

Noch sehe ich ihn, wie er vor drei Jahren, den Ehrenkranz auf dem Haupte, umgeben von dem Chor seiner Mitbrüder, als Jubelgeis durch die Hallen dieses Gotteshauses einzog; noch höre ich ihn, wie er sein Jubilate, die Festantiphon zur Feier seines fünfzigjährigen Priesterfestes, anstimmte mit zitternder Stimme zwar, aber im Magnifikat seines jubelnden Herzens, in jener Stimmung, die der königliche Sänger ausdrückt in den Worten: „Es lobe meine Seele den Herrn und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen!"; noch schaue ich ihn, wie er dort am Festaltare, wo er so oft das mahlutige Opfer des neuen Bundes dargebracht hatte, endlich seine Jubelmesse feierte.

Wie glühte er vom Verlangen nach diesem Gnadentage!

„Nur diesen Tag noch laß mich schauen, o Gott, der du groß bist und barmherzig, und ich will einziehen in deine Zelte, wenn ich dein Lobopfer dargebracht!“ Das war der einzige Wunsch seines Herzens, seit er das siebzigste Jahr seines Lebens vollendet und seinen greisen Jugendfreund, P. Gregorius, in die Grube hatte steigen sehen.

Gott im Himmel hat sein Gebet erhört und ihm noch eine Zugabe von Jahren gegeben.

P. Alois hat nahezu 76 Jahre vollendet.

Er war geboren am 1. Mai 1811 in Speier am Rhein und bezog, nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolviert hatte, erst das Lyzeum daselbst, dann die Universität in Würzburg und trat nach Vollendung seiner theologischen und philologischen Studien in den Augustinerorden, dem er fortan alle seine

Kräfte widmete und 54 Jahre lang in treuer Liebe diente, bis er vorgestern in seiner lieben Klosterzelle ruhig und gottergeben seinen Geist aufgab.

Christliche Versammlung!

Wenn es wahr ist, daß der Tod der Wiederschein des Lebens ist, dann verstehe ich die Ruhe und Fassung, mit welcher der Verbliehene den Tod erwartete. „Herr, ich bin bereit, — so sprach er in den letzten Tagen seines Lebens, — ich bin bereit; rufe nur, dein Diener folgt“.

Er hatte Gericht über sich selbst gehalten: es zogen an seinem Geiste vorüber die sechsundsiebzig Jahre seines Lebens und er war in anderer Fassung, als jene greise Gestalt, die nach der Darstellung des fränkischen Dichters im Fiebertraum rief: „Gib mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“

P. Moïse musterte sein Jugendleben.

Es begegnete ihm vor allem das vierte Gebot, das der Finger Gottes niedergeschrieben: „Du sollst Vater und Mutter ehren und ihnen gehorsamen, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden!“

Liebe Schüler!

Wenn je Einer, so erfüllte er dieses Gebot nach seinem ganzen Umfang. Vom Vater in früher Jugend zum Handwerk bestimmt, arbeitete er ihm treulich zur Seite in der Werkstatt, aber beim Werkzeug lag die Grammatik. So vollendete er seine Lehrlingsjahre, durfte aber dann zu den Studien übertreten, denen er mit solchem Eifer und solchem Geschick oblag, daß er kaum 17 Jahre alt mit dem Zeugnis der Reife die Hochschule betrat. Er betrat dieselbe ausgerüstet nicht bloß mit Kenntnissen, sondern auch mit dem Schilde des Glaubens. Auch fern von der Heimat und in eine Bahn gestellt, die für Viele seines Alters so schlüpfrig und gefährlich ist, zog er sicheren Fußes weg über Skorpionen und Basilisken, und im wesenlosen Scheine lag hinter ihm das Gemeine.

Bei seinem reichen, elastischen Geiste fand er sich auch in den schwierigsten Disziplinen zurecht und glänzte bald unter den ersten Kandidaten. Wohl auf Verwendung seines Lehrers, des nachmaligen

Bischofs Peter Richarz, wurde er Hauslehrer beim damaligen Regierungspräsidenten Freiherrn v. Stengel, wo er wie ein Glied der Familie gehalten wurde. Jetzt war er in der Lage, selbst Ersparnisse zu machen, die er in seiner kindlichen Pietät als Fond für seine Angehörigen hinterlegte.

Inzwischen war sein Vater mit Tod abgegangen. — Das Bild des Teueren behielt er aber immer vor Augen; es hing über seinem Bulte noch in der Klosterzelle. Noch war seine Mutter da. Er behandelte dieselbe mit rührender Liebe und Treue bis zu ihrem 89. Lebensjahre und blieb eingedenk der Worte des weisen Strach: „Mein Kind, nimm dich deiner Mutter im Alter an und betrübe sie nicht, so lange sie lebt, und wenn ihre Sinne abnehmen, so verachte sie nicht in deiner Kraft; denn die Wohlthat, die du deiner Mutter erweist, wird nimmermehr vergessen!“ So war er die Freude ihrer Jugend, die Stütze ihres Alters, der Stern ihrer Augen, ihr Hort in der Trübsal, ihr Trost auch im Sterben.

Seht hier ein Muster kindlicher Pietät; aber er war auch ein treuer Priester und Ordensmann. Musterte er die fünfzig Jahre seines Priester- und Ordenslebens, so konnte er wohl sein müdes Haupt ruhig zum Sterben hinlegen und mit Vertrauen rufen: „Ich habe deine Altäre geliebt, du Herr der Heerschaaren, mein König und mein Gott! All mein Leben, all mein Streben war dir geweiht. Sieh, Herr, die Seelen, die ich den Dornen entwunden; sieh die Kleinen, die ich zur Pflicht herangezogen, die Schüler, die ich zum Guten geführt habe“.

Und wiederum: „Mein Jesu, mit drei Gelübden war ich dir fünfzig Jahre vermählt und habe dir die Treue bewahrt. Ich habe dir die Blüte meiner Jahre zum Brandopfer dargebracht, die Kraft meines Alters geopfert, dir treu gedient im Heiligtum und dein Gesetz gewahrt mein Leben lang. O laß mich auch teilhaben am Hochzeitsmahl des Lammes!“

Wie genau er es mit seinen Berufspflichten nahm, beweist der Umstand, daß er noch am Abend vor seinem Hinscheiden, als der Tod ihm schon auf der Zunge saß, sein Breviergebet zu rezitieren sich mühte.

Was er aber als Mensch und Lehrer war, sagt uns der Nachruf, den ihm der damalige Vorstand des Gymnasiums bei seinem Abgang vom Lehramte gewidmet hat:

„Professor P. Moïse Braun hat volle 39 Jahre an der hiesigen Studienanstalt mit reichem Segen als Lehrer gewirkt, dabei 20 Jahre als Direktor des Seminars, dessen Begründer er war, und 30 Jahre als Bibliothekar fungiert. In seinen vielen Schülern wird die dankbare Erinnerung an den gewiegten, lebendigen und freundlichen Lehrer nie erlöschen, seinen Kollegen das heitere, gefällige und gewinnende Wesen desselben unvergeßlich bleiben. Die Anstalt aber ist ihm zu besonderem Danke verpflichtet für die unverdrossene Mühe und musterhafte Ordnung, mit der er ihre Bibliothek während so langer Jahre in uneigennützigster Weise verwaltet hat. Möge es dem verehrten Manne beschieden sein, seine geschwächte Gesundheit wieder zu stärken und in voller Rüstigkeit des Körpers und Geistes noch eine lange Reihe von Jahren sich der wohlverdienten Ruhe erfreuen!“

Diese Ruhe sollte der Hingeshiedene noch 13 Jahre genießen. Aber Arbeiten war ihm Bedürfnis. Er benützte auch den Rest seines Lebens teils zur Erteilung des Unterrichts im Hebräischen, den er volle 50 Jahre besorgte, teils zum Dienste des Nächsten im Beichtstuhle, teils zur Vorbereitung auf den Tod.

Das ist das Lebensbild des P. Moïse im Umriß. Der längste Abschnitt seines Lebens gehörte der Schule. Er glich einem Säemann, der reichlichen Samen streute. Wohl mochte es auch ihm begegnen, daß er manch taubes Körnchen streute, immerhin war die Ernte reich und ergiebig. Der Herr der Ernte, der um die sechste und neunte und noch um die elfte Stunde ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg zu dingen, wird ihm den vollen Zehner nicht vorenthalten; denn P. Moïse vollendete das Tagwerk seines Lebens vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend, ohne eine Lücke zu lassen. Nun ist der Feierabend für ihn angebrochen.

Er ruhe im Frieden!

IV.

König Ludwig II.

† 13. Juni 1886.

Christliche Versammlung!

Ich beginne im Namen Jesu, der da ist die Auferstehung und das Leben.

Wer von uns, meine Teueren, wäre nicht tiefst ergriffen von der Nachricht, die das ganze Bayerland so tief erschüttert!

Klang es anfangs märchenhaft und wie ein Traum, so kündet es uns der dumpfe Klang der Glocke, daß König Ludwig nicht mehr ist.

Meine lieben Schüler! Es war unser König. Noch gedenke ich jenes Tages — es war der 10. März des Jahres 1864 — als urplötzlich die Trauerkunde vom Ableben des höchstseligen Königs Max II. erscholl. Die Trauer im Lande war tief und allgemein: er hatte Liebe gesät und erntete Thränen; aber die umflorten Augen richteten sich alsbald auf ein junges Reis des Wittelsbacher Fürstenstammes. Es war der kaum erblühte Kronprinz Ludwig, einer Rosenknospe gleich an Anmut und Frische und blank wie die Lilie des Feldes. Nie kann ich des Eindruckes vergessen, den seine Erscheinung auf Lehrer und Schüler machte, als er am 23. Juni 1864 in Kissingen vom Balkon aus sich zeigte und die harrende Menge mit seinem Gruß bis zum hellen Enthusiasmus begeisterte.

Noch sehe ich ihn, wie er zwei Jahre später am 27. Juni 1866 einzog in unser Städtchen, die Anmut selber und die Jugendkraft und der Stolz und die Freude und die Hoffnung der Bayern. Diese schöne Zeit war wie ein Frühlingstraum.

Wohl hat auch er mächtig eingegriffen in die Geschichte Deutschlands, und sein Name wird nie erlöschen, solange es eine Geschichte gibt; aber im Vorfrühling seines Lebens in die Prosa und in den Ernst des Lebens hineingestellt verblaßte der Golde — es wehte der Blütenstaub von dieser Wunderblume.

Auf einsamer Höhe setzte er seinen Thron, die Welt zu seinen

Füßen und schwebte wie der Adler hoch über den Niederungen der Menschenkinder. So ward er vereinsamt und entrückt in die fernsten Regionen.

Wie ein Stern ging er auf und ging unter — ein Meteor. Wo ist das Senfblei, das die Abgründe des Herzens ergründen könnte? „Welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm selbst ist?“ (I Kor. 2,11.)

Wie ein Donner Schlag aus entwölfter Höhe traf das treue Bayernvolk die Nachricht vom jähen Tode seines Königs. Schluchzend harren sie um Sendling der teuren Leiche, und wie eine Völkerwanderung zieht es von allen Bergen zu seiner Bahre. Die Ärmsten bringen Thränen, Vaterunser, Rosmarin und Alpenrosen. Das ist die Fürstentreue des Bayernvolkes. „*Aquae multae non potuerunt extinguere caritatem*“ heißt es in der Schrift.

Meine Teuren! Wir wollen nicht zurückbleiben. Nach München können wir nicht ziehen; aber gedenken wollen wir des königlichen Hauses in Liebe und in Treue; gedenken der erlauchten Königin-Witwe und Mutter, die getaucht ist in ein Meer der Schmerzen!

Beten wollen wir vertrauensvoll und inbrünstig für die Seelenruhe des verbliebenen Fürsten und für das ganze erlauchte Haus der Wittelsbacher, insbesondere für Luitpold, den Regenten des Landes, daß er die Wunde heile und Bayern segensreich beglücke.

Christliche Trauerversammlung!

Auch Könige müssen sterben. Eccl. c. 10: „*Rex hodie est et cras morietur*“, und der königliche Sänger David sagt: „Nur ein Schritt ist zwischen mir und dem Tode“.

Einer stirbt nicht.

Es ist derjenige, der am Saume seines Kleides die Schrift trägt: „König der Könige, Herr der Heerschaaren“; der zum Meere spricht: Sei ruhig, und es liegt ihm zitternd zu Füßen; der über die Meereswogen hinwandelt, wie über ein wogendes Saatsfeld; der zum Nordwind spricht: „Schweig!“ — und er verstummt; es ist derjenige, der verkündet hat:

„Mein ist das Urteil und mein das Gericht.“

V.

Kaiser Wilhelm.

† 9. März 1888.

Christliche Versammlung!

Wir stehen vor der Gruft eines Königs, eines Kaisers.

Könige sind ein erlauchtes Geschlecht, und von Gott erkoren. „Völker verrauschen, Namen verklingen, finstere Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus; aber der Fürsten einsame Häupter glänzen erhellt und Aurora berührt sie mit goldenen Strahlen als die ragenden Gipfel der Welt“.

Stürzt aber die Eeder vom Berge, dann hallt es wieder im Umkreis des Thalgrundes. So wird der Tod Kaiser Wilhelms nachempfunden nicht bloß in Alldeutschland, das er geschaffen, sondern bis an die Marken der Welt.

Kaiser Wilhelm war eine ganz singuläre Erscheinung und hat kaum seines Gleichen in der Weltgeschichte.

Er hat neunzig Jahre durchmessen und eine Krone getragen, deren Wucht er allein empfunden. Wer hätte es ihm verargen können, wenn er am Spätabend seines Lebens gesprochen hätte: „Sohn, hier hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer“? oder, wie jener König beim britischen Dichter: „Wißt, daß es unser fester Entschluß ist, alle Sorgen und Geschäfte von unserem Alter auf jüngere Kräfte zu wälzen, während wir der Bürde ledig zum Grabe schwanke“. Wer hätte es ihm, dem Neunziger, verargen können? — Kaiser Karl V. berief am 25. Oktober 1556 eine glänzende Reichsversammlung nach Brüssel, musterte seine Regententhätigkeit und sprach: „Siebenmal bin ich in Italien, viermal in Frankreich, zweimal in England, zweimal in Afrika gewesen; achtmal habe ich das mittelländische, dreimal das atlantische Meer befahren, und jetzt will ich zum vierten Male in See stechen, um mich in Spanien begraben zu lassen“. Er legte 56 Jahre alt seine Krone nieder; das Szepter war seiner müden, leider zu früh verwelkten Hand entfallen.

Nicht so Kaiser Wilhelm.

Bis zum einundneunzigsten Lebensjahre wirkte und waltete er mit einer Treue, Ausdauer, Opferwilligkeit, Kraft und Demut, die an das Wort des Dichters erinnert: „Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!“

Zeigt er in seinem höchsten Greisenalter diese Doppelpalme, so erscheint er in seinen Jugendjahren in einem ganz anderen Schmucke.

Sein Knabenalter fiel in eine Zeit voll trüber, schwerer Wetter. Sie entluden sich mit verheerendem Ungestüm Schlag auf Schlag:

„Das war ein heißes Kämpfen bei Jena — Auerstädt,
Wie da der edlen Garben der Tod so viel gemäht!“

Dortmals war es, wo der neunjährige Prinz Wilhelm mit Eltern und Geschwistern ins Glend ging und seine königliche, heldenmäßige Mutter unterwegs Kornblumen pflückte und zu einem Kranze für ihren Liebling gewunden hat.

Welch ein Kranz! Das Symbol des Ernstes, der Selbstlosigkeit, der Demut, der Bescheidenheit, Eigenschaften, die schon den Knaben kennzeichneten.

Doch die Wetter verzogen sich, die Sonne blinkte wieder, und nun eröffnete sich ihm eine Heldenlaufbahn, wie sie einzig ist in der Weltgeschichte. Er betrat sie auf den Feldern von Leipzig und beschloß sie auf den Donnerhöhen von Sedan.

Und hier ragt er vor uns in einem Lorbeerkranz, wie ihn reicher kein Fürst der Erde getragen hat. So achtungsgebietend und gefeiert war sein Name, daß selbst fremde Nationen vor dem Erhabenen „mit dem Degen salutierten“ und mit Staunen und Ehrfurcht zu solcher Majestät und Heldengröße aufschauten. Aber Wilhelms Sinn stand zu Höherem.

Seine Parole war mitten in den Schlachtenwettern: „Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.“ Seitdem der Krieg niedergekämpft war, war sein Panier die Aegide — des Friedens. Diese schüttelte er, so oft Tumult aus der Ferne verlautete, und — die Wetterwolken verblaßten und neu vertrauten die Völker.

Darum, meine Lieben, trauert die Welt über das Hinscheiden des Gewaltigen und legt Palmen und Delzweige zum Siegerdegen des großen Toten.

Christliche Trauerversammlung!

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr, aber „durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.“

Vertrauen wir zum König der Könige, zum Herrn der Heerschaaren, der den Völkern ihre Mission zuteilt, daß Deutschland zum Segen Europas fest stehe als Säule der Ordnung, als Grundfeste der Gerechtigkeit, als Hort des Friedens! Möge Er, der Allmächtige, durch den die Könige regieren und die Gesetzgeber verordnen, was recht ist, durch den die Fürsten herrschen und die Gewaltigen die Gerechtigkeit üben, möge Er Kaiser Friedrichs Tage mehren, ihn erhalten und das Kaiserhaus der Hohenzollern, sowie das erlauchte Geschlecht der Wittelsbacher mit seinem reichsten Segen bedenken! Das sei unser Rufen, das unser Herzenswunsch! Gott höre und erhöhe ihn!

VI.

Kaiser Friedrich.

† 15. Juni 1888.

Christliche Versammlung!

Kein Volk der Erde überbietet an Treue das deutsche Volk; mit ganz besonderer Treue aber ist es seinem Fürsten zugethan. „Für den lieben König und Herrn wird alles gethan, wird treulich gekämpft, wird willig geblutet, wird freudig in den Tod gegangen, wird alles geopfert“. Daher auch das aufrichtige Mitgefühl für Wohl und Weh des Fürstenhauses, das dann am gewaltigsten durchbricht, wenn der jähe Tod das Band, das Fürst und Volk verknüpft, auseinanderreißt.

So war es bei unseren Vätern, so ist es noch heute.

Als Friedrich Barbarossa am 10. Juni 1190 als Leiche aus dem Flusse Saleph gezogen wurde, erhob sich unermesslicher Jammer wie in den Schluchten des Taurus, so in den deutschen Gauen, und Männer, die sonst nie geweint hatten, brachen in helle Thränen aus. Ihre Stimmung möge die Strophe kundgeben:

— dô si das rehte erhörten, das er wäre tót,
 dô klagten in die recken: ir trouwe in das gebôt.
 den herehaften mannen den sach man trehne gân
 über hart und über kinne: in was vil leide getân.

Sie hoben die Leiche des Heldenkaisers auf und führten dieselbe wie ein Kleinod mit sich, bis sie in Tyrus feierlich beigesetzt wurde. Ihr Mut hob sich wieder; denn das Banner des Kreuzheeres hatte ergriffen des Kaisers ritterlicher Sohn Friedrich, die Blume der Ritterschaft. Aber eine Felsenburg verlegte den Heerweg nach Jerusalem. Akkon mußte genommen werden, wenn das Ziel der Expedition erreicht werden sollte.

Die Blokade begann, aber während der sechsmonatlichen Belagerung wurde Friedrich vom Siedtum hingerafft und zum namenlosen Schmerze des verwaisten Heeres fast dicht hinter seinem kaiserlichen Vater in die Gruft gesenkt.

Christliche Trauerversammlung!

Das selbe Schmerzgefühl, wie die Kreuzfahrer, empfinden heute wir. Kaum sind die Kränze verwelkt auf dem Sarkophag des Kaisers Wilhelm, kaum sind die Thränen über seinen Heimgang getrocknet, kaum die Totenklage verstummt, da bringt die Totenbotschaft seines ihm ebenbürtigen Sohnes, Kaiser Friedrichs, durch die deutschen Lande und weckt allenthalben die aufrichtigste Teilnahme und das innigste Herzeleid. Schon der Umstand, daß er, der nach seiner Vorvergangenheit berufen zu sein schien, die Jahre Nestors zu schauen und die Geschichte Deutschlands um ein Menschenalter weiter zu fördern, das Erbe seines glorreichen Vaters nur übernehmen sollte, um es sofort einem Dritten einzuhändigen, stimmt jedes fühlende Herz zur Trauer und Wehmut.

Aber uns, meine Lieben, geht der Verlust noch näher.

Ich will hier nicht sprechen von der Persönlichkeit des herrlichen Mannes, nicht von seinem würdevollen, männlichen, wahrhaft fürstlichen und doch so freundlichen, herzzgewinnenden Wesen, das ihm sofort die Herzen erschloß, er mochte in Berlin oder Rom, in London, Paris oder Madrid sein, und das auch wir empfunden haben, als er am Maifeste des Jahres 1879 — es war um die Mittagsstunde des 27. Mai — unsere Anstalt mit seinem Besuche beehrte; ich will auch nicht sprechen von seiner reichen Geistesbildung, nicht von seinem militärischen Scharfblick, nicht von der Klarheit seines Denkens, nicht von seinem zielbewußten Streben, das sich überall zurecht fand, auch nicht von der Biederkeit seines Charakters, noch von der heroischen Geduld, mit der er seine Schmerzen trug, noch von der Festigkeit seiner Seele, mit der er dem Tode seit Jahren ins Auge schaute, auch nicht von der Innigkeit seines Herzens, die sich noch am Vorabend seines Todes offenbarte, als er seiner geliebten Tochter zu ihrem Geburtstage gratulierte mit den Worten: „Liebes Kind, bleib fromm und brav wie bisher; sieh das ist der letzte Wunsch deines sterbenden Vaters“; aber, verehrte Trauerversammlung! sein Leben war ein Opferdienst für das Vaterland.

Dort in Frankreich, wo er in einem Kriege, der für deutsche

Ehre, für deutsche Sitte, für deutsche Freiheit ausgefochten wurde, an der Seite seines kaiserlichen Vaters von Sieg zu Sieg fortschritt und die flammenden Legionen Deutschlands bis vor die Ringwälle von Paris führte; dort vor den Mauern der blockierten Hauptstadt, wo er alle Strapazen des Krieges, alle Anstrengungen des Felddienstes, alle Unbilden des Winters wie der letzte Mann seines Armeekorps ertrug, dort holte er sich den Keim zu jener tödlichen Krankheit, die fortan an seinem Lebensmarke nagte, bis er totkrank nach St. Remo abging, um womöglich in milderem Strichen Genesung von der Krankheit oder doch Verlängerung seines Lebens zu finden. Da traf ihn die Todespost aus Berlin.

Er raffte seine letzten Kräfte auf und trat, obwohl ihn selbst die Schatten des Todes umwehten, den Weg nach Deutschland an, um das Opfer seines Lebens zu bringen. Die hundert Tage vom Tode seines Vaters bis zu seinem Tode waren mehr als Hekatomben — ein Opferdienst für sein Volk.

Was er seinem Volke, was er dem Reiche werden wollte, bekundete das Programm seiner Regententhätigkeit: „Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten werde ich zufrieden sein, wenn man einst von meiner Regierung sagen kann, sie sei meinem Volke nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen“, sowie auch das landesväterliche Wort: „Jeder meiner Unterthanen steht meinem Herzen gleich nahe.“ „*Justitia et pax osculatae sunt.*“ Das ist die goldene Zeile der Schrift.

Weiter von Kaiser Friedrich zu sprechen ist hier nicht der Ort; aber wenn je auf jemanden, so sind auf ihn die Worte des Dichters anzuwenden: „Tapfer ist der Löwenflieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapftrer, wer sich selbst bezwang.“ Er wurde zum Brandopfer des reinsten, edelsten, lautersten Patriotismus, und die Pulse seines Herzens schlugen für sein Volk, bis sie stockten.

Das war Kaiser Friedrich.

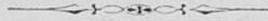
Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, dann wäre die Tradition des Hohenzollerngeschlechtes um ein Beispiel im Wechsel der Charaktere bereichert worden; denn was Livius von den zwei ersten Königen Roms sagt: „*Hi duo deinceps reges alius alia*

via, ille bello, hic pace, civitatem auxerunt“ findet sich auch scharf ausgeprägt in der Reihenfolge der Zollern. Friedrich wäre geworden, was sein Name sagt: ein Fürst des Friedens. Das ahnten die Völker und schauten vertrauensvoll zu ihm auf. Darum feierte ihn selbst der französische Dichter in schwungvollen, begeisterten Hymnen. Und darum trauert Deutschland, trauert Europa, trauern die Völker.

Christliche Trauerverammlung!

Die Römer bezeichneten solche Tage, an denen das Reich einen empfindlichen Schlag erlitten hatte, mit dem Namen „dies atri“. Der Todestag Kaiser Friedrichs ist ein solcher. Ein Lichtstrahl bricht durch die Düsterteit. Möge er die Sonne bringen und das Zeichen des siebenfarbigen Bogens! Gott schütze, stärke und erleuchte

Kaiser Wilhelm II.!



Nachtrag.

König Maximilian II.

† 10. März 1864.

Christliche Versammlung!

So ist denn Alles auf der Erde hinfällig und eitel und heute wie zu Salomons Zeiten wahr das Wort der Schrift: „Alle Herrlichkeit ist wie die Blume des Feldes; das Gras verdorrt und seine Blume fällt ab. Angst und Tod ist das allgemeine Loos der Menschenkinder. So ist es bei dem, der auf dem herrlichen Throne sitzt, wie bei dem, der bis zu Staub und Asche gedemüthigt ist; bei dem, der im himmelblauen Kleide geht, wie bei dem, den grobe Leinwand deckt.“ (Sir. 40.)

Da herrschte seit Jahren ein König über ein reichgesegnetes, glückliches Land; über ein Land, das zwar nach Ausdehnung und Umfang klein, aber von jeher groß und namhaft war wegen der kernhaften Frömmigkeit seines Fürstenhauses und wegen der unwandelbaren Treue und des Biedersinnes seiner Bevölkerung.

Dieser Fürst war die Liebe und Wonne seines Volkes, das von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß er mit allen Kräften das Beste seines Landes erstrebe, dessen Interessen mit aller Umsicht wahre und verfechte und die Wohlfahrt des letzten seiner Unterthanen höher schätze, als seine eigene Gesundheit, sein eigenes Leben.

Wohl war er wenige Monate vor seinem Tode aus der rauheren Heimat abgegangen, um in milderer Zone seine von rastloser Anstrengung aufgezehrten Kräfte zu erneuern, da erging der Ruf seiner Bürger an ihn, doch wieder in ihre Mitte zurückzukehren, um eine hochwichtige Reichsangelegenheit persönlich zu ordnen, und — er kehrte zurück, ein Vater des Vaterlandes, und brachte Leben und Gesundheit zum Opfer für die Seinen.

Dieser Fürst war der König unseres Bayerlandes, war unser vielgeliebter, unser guter König Max.

Teuere Schüler!

Wer von uns hätte es vor acht Tagen geahnt, daß wir das Semester mit der Totenfeier unseres Königs schließen müßten?

Ihr geht nun in die Ferien; ziehet nicht heim ohne das Bildnis unseres heimgegangenen Königs und haltet es fest in Treue und in dankbarer, pietätvoller Erinnerung!

Es war eine sturm bewegte Zeit, als König Max vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg. Wie allüberall, so wurden auch in unserem Vaterland mehr durch fremde als durch einheimische Elemente die Flammen des Aufruhrs geschürt, und hoch loderten allenthalben die wilden Feuer des verheerenden Brandes. Wohl mochte seine Hand zittern, als er in so fieberhaft erregter Zeit das Steuerruder des Staates ergriff, er, dessen Wesen Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit und Großmut kennzeichneten.

Aber ausgerüstet mit der ihm eigenen Regentenweisheit und mit felsenfestem Gottvertrauen lenkte er mitten durch die brandenden Wogen das zagende Fahrzeug und kam trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang glücklich am Gestade an.

Während allerwärts jenes sturmvolle Jahr die Fürsten mit ihren Völkern entzweite und die Fundamente von Thron und Altar erschütterte, erblühte in unserem Lande des Friedens reichste Fülle unter dem Segen von oben und der Obhut seines weisen und hochsinnigen Fürsten, und mit Bewunderung blickte Europa auf dieses glückliche Land und dessen König, dessen Szepter ich möchte sagen der Zauberstab wurde für alles Gute und Schöne.

Bei seiner idealen Geistesrichtung huldigte König Max in ganz besonderem Grade der Pflege der Wissenschaften, und zwar aller Zweige derselben. Er befolgte hierin den Grundsatz Ciceros: „*Omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum et quasi cognatione quadam inter se continentur*“. Für seine Bestrebungen nach dieser Richtung zeugt die Stiftung des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft, die Gründung des Maximilianeums, sowie die revidierte Schul-

ordnung der vaterländischen Gymnasien und seine Obforge für das Schulwesen überhaupt.

Mit diesen Bestrebungen ging aber seine Fürsorge für die materiellen Interessen seines Volkes Hand in Hand. Er förderte Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie, die denn auch unter seiner Regierung einen gewaltigen Aufschwung nahmen.

Aber König Max wollte Allen Alles werden. Mit ganz besonderer Liebe nahm er sich der Armen an. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung stellte er die Preisfrage, wie der materiellen Not der unteren Volksklassen abzuhelpen wäre — eine Frage, die den König ehrt. Schon Homer charakterisiert die Könige als „*πομπές λαῶν*“. Was König Max und die Königin Marie für die Armen und Hilfsbedürftigen gethan, sagen die Wohlthätigkeitsstiftungen, die durch deren Fürsorge ins Leben gerufen worden sind. Die tausend Opfer aber, die das erlauchte Königspaar persönlich gebracht hat, ohne daß die linke Hand wußte, was die rechte gethan, weiß nur Gott, der sie gezählt und eingetragen hat bis zum Tage der Vergeltung. Unvergeßlich aber bleibt, was die königliche Familie den Armen und Nothleidenden war in den Hungerjahren 1854/55, die um so bitterer empfunden wurden, als zugleich die Cholera Bayerns Provinzen und unter den Städten besonders München heimsuchte. Bis in die letzte Hütte waltete die Hand der Barmherzigkeit, und der Name „König Max“ erheiterte noch den letzten Blick der Sterbenden.

Christliche Trauerversammlung!

Wer Liebe sät, wird Thränen ernten.

Kaum verlautete die Kunde von der bedenklichen Krankheit des Königs, so lag es wie ein Trauerflor über der sonst so lebensfrohen Hauptstadt; alle Freude war verstummt; nur Trauergestalten sah man durch die Straßen wallen; stumm sah Einer den Anderen an und las in dessen Mienen den eigenen Schmerz. Und als gar die St. Benno-Glocke vom Turm der Liebfrauenkirche den Tod des Königs verkündete, da blieb kein Auge trocken. Wer Liebe sät, wird Thränen ernten.

Diese Thränen, meine Teueren, werden sich in Perlen wandeln zum Diadem im ewigen Leben. Wie einst der sterbende König

David den Hohepriester Sadok, so hatte König Max den Erzbischof zu sich beschieden, daß er ihn rüste zum Sterben mit der Kraft der heil. Sakramente. Sterbend sprach König Max das Wort: „Ich vertraue zu Gott, daß er gnädig mit mir verfare, da ich immer das Beste gewollt und erstrebt habe“.

Am Sterbebette des Königs kniete schluchzend auch sein Erstgeborener, der fortan die schwerste aller Bürden, die Krone, tragen sollte. Welch ein Abschied!

„Es kamen die Tage herbei, daß David sterben sollte, und er gebot seinem Sohn Salomon und sprach: Ich gehe den Weg aller Welt; sei stark und ermanne dich und hab Acht auf die Hut des Herrn, deines Gottes, daß du wandelst auf seinen Wegen und beobachtest seine Zeremonien und seine Gebote und Rechte und Zeugnisse!“ (III. Kön. 2). Das mochten auch die Abschiedsworte sein, mit denen der sterbende König vom Kronprinzen, den er kurz vor seinem Tode zu sich berufen hatte, Abschied nahm und ihn der Obhut des Allerhöchsten empfahl.

Meine lieben, teuren Schüler! Ihr seid ergriffen und empfindet in tiefster Seele das Weh unseres Königshauses. So beten wir denn aus tiefstem Herzen mit Millionen unserer Brüder für die Seelenruhe unseres vielgeliebten Königs Max, aber auch um Trost und Stärkung für die nunmehr verwitwete Königin und die königliche Familie, ganz besonders aber für unseren jugendlichen König Ludwig II.! Gott, der Allmächtige, sei seine Stütze, sein Stab, sein Hort, seine Stärke, daß er die Bürde der Krone trage zum Segen unseres Vaterlandes, unseres Bayerlandes für und für!

David den
zu sich besel
heil. Sakram
vertraue zu
das Beste g
Am G
geborener, de
sollte. Wel
„Es ko
gebot seinem
Welt; sei st
Herrn, dein
beobachtest i
Zeugnisse!“
sein, mit der
vor seinem D
Obhut des D
Meine
pfindet in tie
wir denn au
die Seelenru
Trost und G
königliche Fa
König Ludwig
sein Hort, je
Segen unsere

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

A	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19
		R	G	B			M	W	G	K				C	Y	M			

den Erzbischof
der Kraft der
Wort: „Ich
da ich immer
ich sein Erst-
krone, tragen
sollte, und er
en Weg aller
die Gut des
Wegen und
Rechte und
bschiedsworte
den er kurz
und ihn der
en und em-
. So beten
Brüder für
ber auch um
gin und die
jugendlichen
, sein Stab,
e trage zum
und für!

